

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 205.

Dienstag, 3. September.

1929.

(18. Fortsetzung.)

## Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Dercken-Büdingfeld.

(Nachdruck verboten.)

Trolla öffnete das Fenster.

„Die Luft ist lau wie im Mai. Der Tauwind geht. Es ist Frühlingsunruhe, die um das Haus gespenstert. Vielleicht kommt Stenersen morgen. Er soll die Schäden ausbessern.“

Die alte Magd schloß das Fenster wieder, sah alle die anderen nach, überzeugte sich, ob der schwere Riegel an der Tür auch festlag und deckte die noch hell lodernde Flamme im Kamin mit Asche.

„Warum tust du das?“, fragte Nase.

„Haben wir nötig, dem Seeräuberpfot draußen als Leuchtturm zu dienen? Auch werden wir uns heute angekleidet zu Bett legen. Meine Großmutter pflegte zu sagen: Hüte dich vor den März Nächten, wenn der Vollmond sich in Pfützen spiegelt. Das heißt: Wenn es laut. Märzentauf bringt vieles zutage, Erwünschtes und Unerwünschtes.“

Nase konnte es nicht unterlassen, über Trollas Sprichwörter zu lächeln, aber die Alte zog zürnend die Augenbrauen zusammen.

„Verwahre die Frau ihre Papiere gut, am besten unter dem Kopfkissen. Ich lasse die Tür zu meiner Kammer offen und Sture nehmen wir herein.“

So geschah es. Nase war es zufrieden, endlich mit ihren Gedanken allein zu sein. Immerfort erschienen ihr alter Großvater und blickte sie mit traurigen Augen an. Zärtlichkeit regte sich in ihrer Brust und Trauer.

„Hätte ich dich doch früher gekannt, wie ich dich jetzt kenne. Warum hast du mich fern gehalten, die ich zu dir gehörte, vielmehr als zu Urante und meinem Mann?“

Im Halbschlummer sah sie ihn deutlich vor ihrem Bette stehen. Es kam ihr ganz natürlich vor, daß er da war, in seiner abgetragenen und altmodischen Uniform, wo oben am Kragen ein Knopf fehlte. Zuerst war sein Körper so durchsichtig, daß Licht hindurchschimmerte. Nach und nach verdichtete er sich zu einem grauen Schatten und zur menschlichen Gestalt. Jetzt hob er mit der rechten Hand eine Laterne empor und betrachtete die Schlafende, die in seherischem Traum alles wahrnahm, was außerhalb ihrer geschlossenen Augenlider vorging.

Sie wollte sprechen, doch eine Art Starrkrampf schlug ihre Zunge in Bande.

Der Wind war umgeschlagen und tobte als Sturm um den Dachfirst; es klapperte wie von Blech und splittternden Ziegeln und Sture winselte im Schlaf.

Die ganze Kammer war erfüllt von Helligkeit.

Nase warf sich herum, rang mit dem Erwachen und vermochte doch nicht, den Schlaf abzuschütteln, der wie ein Zwillingbruder des Todes über sie hergefallen war.

Das Bewußtsein verließ sie völlig. Schon stand ihr Geist an der Schwelle des unbekannten Landes, als irdische Geräusche sie zurückriefen. Vielleicht nur das Klirren eines Schlüssels. Es bedurfte nicht viel.

Nase erwachte und schlug die Augen auf.

Die Kammer war nicht mehr mondhell. Aber irgendwo brannte mit rötlichem Schein ein Licht.

Die ihrem Bett gegenüberliegende Wand hatte sich aufgetan. Nase sah es ohne Erstaunen. Es schimmerte von metallenen Geräten in diesem verborgenen Schrank. Und davor stand ein Mensch, der ihr den Rücken zu-

kehrte und unter den Gegenständen herumkramte, deren leises, fast unhörbares Klirren Nase geweckt hatte.

Sie rührte kein Glied, nur ihre Augen, die wie Kugeln in ihren Höhlen rollten, verfolgten jede Bewegung des Mannes, der ihr Erwachen nicht bemerkte und auch nicht für möglich hielt.

Entsetzt kroch in ihr hoch.

Neben dem Bett lag Sture lang hingestreckt, den Kopf zwischen den Vorderpfoten — als möchte es so sein, daß da drüben ein fremder Mann sich in ihrer Kammer, an ihrem Eigentum zu schaffen machte. —

Trolla mußte verheert sein, daß sie nichts hörte.

Und mit einem Male wich die Lähmung und auch die letzte Spur von Furcht aus ihrem Herzen, und sie sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett, Trolla seiend, die ihr verboten hatte, sich auszukleiden.

Der am Schrank drehte sich langsam um.

Nase Solaker erkannte sofort Stenersen.

Der Mann kam mit schwankenden Schritten auf sie zu, als fühle er stürmische See unter seinen Füßen. Er sah weder erschrocken noch zornig aus und hatte sich auch nicht die Mühe gegeben, sein Gesicht durch Schwärzen unkenntlich zu machen.

„Sie sind erwacht? Nun, wir werden im Guten miteinander reden, denn Sie werden mir wohl dankbar dafür sein, daß ich das Nest ausgegraben habe, wo der alte Narr seine Reichtümer versteckt hat. Was mich angeht, so rühre ich nichts davon an. Ich bin kein gemeiner Dieb. Ich suche etwas anderes, das für Sie weiter keinen Nutzen hat — es war unvorsichtig von dem Alten, es in die Welt hinaus zu posaunen — um einen Teppich handelt sich — und ich habe mir in den Kopf gesetzt, ihn zu haben. Geben Sie ihn gutwillig her. Ihnen wird kein Haar gekrümmt. Und, sehen Sie, eine Weigerung würde Ihnen auch gar nichts helfen: Sture ist mein Freund.“

Nase hatte die lange Rede mit angehört, ohne den Mann mit einem Wort zu unterbrechen.

Bei Erwähnung seines Namens jammerte der Hund laut auf.

„Ich sehe, daß Sie ein elender Nichts sind“, sagte Nase verächtlich, „und den Teppich werde ich Ihnen nicht ausliefern.“

„So?“ Stenersen trat näher mit vorgestrecktem Halse. „Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß er gestohlenes Gut ist? Und daß ich es laut vor aller Welt verkünden kann, wie der alte Jens Kraak in seinen Besitz gelangte?“

„Auch dann nicht.“

Nase war schön in ihrer Furchtlosigkeit, das Haar stand wie Flammen um ihre Stirn, und in den Augen sprühte ein blaues Licht, das den rohen Menschen blendete und unsicher machte.

Er fühlte ein Zittern der Knie und starrte Nase kumm an.

Sie bohrte ihre Blicke wie Pfeile in seine Pupille.

Oh, daß der Revolver dort drüben in der Tischlade lag und fünf Schritte sie von ihm trennte...

Nur fünf Schritte, und Stenersen war auf drei Schritte herangekommen.



Schaudernd wurde es ihr zur Gewißheit, daß es nicht mehr um den Teppich ging.

„Trolla“, murmelten ihre Lippen.

„Laß die Alte, sie ist schwer betrunken vom Duft meines feinen Mittelschens, das ich leider bei dir nicht angewendet habe, weil du so wie so wie tot da lagst. Du hast nun die Wahl: Du oder der Teppich.“

Er sprach mit schwerer Zunge. Sie hörte seinen Atem, das Schnaufen des Tieres.

„Es ist alles vorbereitet“, fließ er leuchtend hervor. „Der morgige Tag sieht mich nicht mehr in meinen alten Unterschlüpfen. Mache es mir leicht und rücke den Teppich heraus, denn siehst du, ich bin rasend verliebt in dich — und die Frau möcht' ich sehen, die sich nicht mit ihrem ganzen Hab und Gut loskaufen würde in der Situation, in der du dich eben befindest!“

Nase wich zurück.

„Nein!“ sagte sie hart.

Seine glimmenden Blicke saßen an ihrem Munde fest, der vor Verachtung bebte.

„Du!“, stammelte er gebrochen, und schluchzte beinahe.

Und Nase horchte plötzlich hoch auf — ein dumpfes, polterndes Rollen drang an ihr Ohr — ein Frühlingsgewitter? Oder stürzte das Meer in den Hof?

Steneresen hörte nichts. Seine Instinkte waren nur auf das Weib gerichtet. Ein Aufruhr, den er noch nicht kannte, jagte das Blut wie rote Wolken in ihm hoch. Seine Seemannsfäuste griffen nach ihr.

Und da geschah das Unerwartete. Sture, der bisher den Verlauf der Dinge mit zitternden Gliedern, aber stumpfer Unentschlossenheit verfolgt hatte, sprang mit einem fürchterlichen Satz, ein heiseres Heulen ausstößend, den Mann an und stellte ihn an die Wand.

Das spielte sich mit solcher Blitesschnelle ab, daß Steneresen keine Zeit blieb, sich über die Untreue seines ehemaligen Hundes zu wundern. Er wußte nur allzugut: Wenn er sich regte, biß ihm der Hund die Kehle durch.

Dicht vor seinem Auge jappte der große, aufgerissene Rachen mit der zuckenden, blutroten Zunge. Er fühlte den heißen Brodem der Höllebestie, die Luft war von Mordgier erfüllt.

Das schöne Weib schlief wie eine Rahe an ihm vorbei und öffnete die Tisclade.

Jetzt sah er einen blinkenden Revolver auf sich gerichtet.

Sture knurrte.

Steneresen fühlte seine Zähne durch das Wams.

Und auch Nase wußte sich keinen Rat, was nun geschehen müsse, denn hilflos waren sie beide, sie und der Verbrecher dort, und die Entscheidung lag einzig bei dem Hunde, der für seine neue Herrin gegen den früheren Herrn Partei ergriffen hatte.

Nase beobachtete mit verzehnfachten Sinnen, wie der Unglückliche an der Wand dem Erliegen nahe war. Seine blutunterlaufenen Augen verloren den Blick.

In der Frau ward das Mitleid stärker als die Furcht.

„Sture!“ rief sie erstickt.

Der Hund gehorchte nicht, sein Knurren wurde bedrohlicher.

In diesem kritischen Moment verdunkelte sich das Fenster plötzlich, als breche eine zweite Nacht herein.

Die Scheiben fielen in tausend Splittern auf den Fußboden, und ein Körper zwängte sich durch die Öffnung.

Augenblicklich ließ der Hund von seinem Opfer ab und stürzte sich auf den neuen Eindringling.

In der nächsten Minute zappelte das Tier unter der Faust des riesenhaften Fremden und flog dann in weitem Bogen aus dem leeren Fensterrahmen in den aufspritzenden Schnee hinaus.

„Mir scheint, ich bin zur rechten Zeit eingetroffen“, sagte der Antömmeling gemütsruhig und hielt dem Mann an der Wand ein angenehmes Ding unter die Nase.

Der hob sofort die Hände hoch.

„Machen Sie, daß Sie die Axt lichten! Hier aus dem Fenster ist wohl der nächste und sicherste Weg. Der Hund wird Ihnen nichts mehr tun. Ich habe Ihre verdammte Ruchshale schon von weitem erkannt.“

Steneresen grinste in teuflischer Wut.

„Na, na“, tröstete der Riese, „ich habe im Sinn, Sie laufen zu lassen, aber verlegen Sie das Feld Ihrer Tätigkeit nach anderen Landstrichen. Fast scheint mir, ich müßte dich kennen, alter Junge.“

„Ich dich auch“, knirschte Steneresen hagerfüllt. „Das Weib da ist allein schuld, wenn ich heut als Einbrecher und Dieb dastehe — was hatte sie mich aus meinen Verhältnissen herauszureißen und mir den Mund wässrig zu machen nach dem verfluchten Plunder, und schön ist der Satan auch.“

„Fix, Junge“, sagte der andere nachdrücklich. „Sieh mal, es hat keinen Zweck, weiter zu schimpfen. Verkümmere dich so schnell als möglich. Vergiß auch deine Mühe nicht.“

Noch einen Blick warf Steneresen auf Nase, die nur für den andern Augen hatte, dann schwang er sich aus dem Fenster.

Wieder das Spritzen und Klatschen im Schnee.

„Graf Lykke!“, sagte Nase jetzt so leise, als fürchte sie ihre eigene Stimme.

„Ja, ich bin's wirklich, und es ist gut, daß ich keine Zeit mehr verlor.“

Er schien etwas außer Atem.

Sie vermied es, ihn anzusehen.

Das Licht war heruntergebrannt. Der fahle Tag schimmerte durch das scheibenlose Fenster, und aus der Nebenammer kam Trolla gekrochen, die endlich aus ihrer Betäubung erwacht war.

Als sie den fremden Mann neben ihrer Herrin gewahrte, stieß sie einen markerschütternden Schrei aus.

Lykke lachte ein fröhliches, befreiendes Lachen.

„Ich bin's nur, gute Frau. Wie wär's mit einem warmen Frühstück? Denn sehen Sie, ich bin mit Koff und Wagen da, und der Damm ist frei seit gestern nacht, und mein Kutscher hält draußen an der Landseite — denn eure Wirtschaft hier nimmt ab heute ein Ende.“

„Kennst du die Frau diesen Mann?“, wandte Trolla sich finster an Nase.

Sie hob ihre leuchtenden Augen zu ihm auf.

Da fragte Trolla nicht weiter, sondern begab sich eilends in die Küche und Stube hinunter, um für Feuer, Kaffee und einen behaglichen Tagesanfang zu sorgen.

Nase und Lyf Steen machten es sich am Feuer bequem. Sie saßen soweit voneinander, daß sie sich nicht mit den Händen berühren konnten.

„Ich habe geklopft — zwei, drei Mal“, erklärte Lykke, an Nase vorbei in die Kammer starrend. „Als niemand Antwort gab, ging ich um das Haus herum — sah das schwach erleuchtete Fenster — mir ahnte sofort, da drinnen geht etwas vor — und mußte nun wieder den Weg nicht durch die Tür, sondern durchs Fenster nehmen — dies scheint mir einmal vom Schicksal so bestimmt.“

(Fortf. folgt.)

## Junger Herbst.

Das sind die Tage voll der lieben Güte:

Die Sonne gibt so königlich und reich,

Ob auch des Sommers Rufe sanft verblühte:

Der junge Herbst malt so betörend weich.

Nun stehn die Wälder in den zarten Gluten

Wie nach dem Traum, der milder sie gestimmt —

Und hin und wieder — zögerndes Verbluten —

Ein schlankees kalbes Blatt hernieder schwimmt.

Seltzam, des Herbstes wunderjamers Schreiten:

Die Scheunen harren schwer mit Frucht gefüllt —

Einsame Stunden jung und früh entgleiten,

Im allertiefsten Wesen unentzündet.

Hans Horsmann.



# Pilatusgeschichte.

Von Walter v. Rummel.

In einer norddeutschen Zeitschrift, die da handelt von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nützlich und nützlich ist, fand ich im Jahrgang 1757 eine Beschreibung des Pilatus, die allerhand Lustiges enthält. Wie die Zeitschrift zu Eingang des Artikels ausdrücklich bemerkt, hat dieser einen Schweizer zum Verfasser, einen Mann, der ein scharfsichtiger Naturforscher und genauer Beobachter sei. Er habe diesen berühmten Berg seines Vaterlandes auf das genaueste untersucht, sei also, wie die Vorrede lautet, ein Augenzeuge von allem gewesen, was er erzählt.

„Hier stod' ich schon!“ So ganz und so sehr genau ist diese Untersuchung sicherlich nicht gewesen. Im Gegenteil, der Autor hat sich nicht selten, zufrieden schmunzelnd, damit begnügt, seiner allzu gläubigen und vertrauensseligen Gemeinde so manchen Bären aufzubinden. So wenn er ihr berichtet, daß es gefährlich sei, in ein gewisses Tal zu gehen, weil man dort leicht blind werden könne. Oder wenn er versucht, den Leuten weiszumachen, daß die Pilatusbewohner ihre Kampfspiele von den Römern übernommen hätten. Dem Verbreiter dieser Fabelmären mag es dabei ausstatten gekommen sein, daß die Menschen des 18. Jahrhunderts eine uns nicht mehr recht verständliche Scheu und Abneigung vor den „gefährlichsten Gevürgen“ hatten und sich lieber alles mögliche aufschwären ließen, als selbst etwa nach dem Rechten zu sehen.

Am Pilatus, so erzählt unser Gewährsmann ferner, sei bei Castelen eine reiche Jagd. Aber schon der Anmarsch wird wenig freundlich geschildert. „Es ist“, sagt unser Berichterstatter, „zwar ein Weg von Brundlen nach Castelen; aber er ist sehr gefährlich. Es ist daselbst ein Quersweg von fünfzehn Toisen in rothem Erdrich, der fast senkrecht geht, so daß die Erde unter den Füßen ausweicht. Man kann nicht anders darüber kommen, als daß man sehr geschwind schräge hinaufklettert, und dennoch sinkt man mit der Erde so tief, daß man nur einzig und allein bemüht sein muß, den Winkel des andern Randes zu erreichen. Verfehlt man diesen, so ist man verloren. Dieses macht, daß wenige Leute nach Castelen gehen, ob es gleich wegen der versteinigten Sachen und wegen der reichen Jagd das wichtigste Stüd Landes auf dem Pilatusberge ist.“

Was das Wild von Castelen anlangt, so werden Auerhähne, Gemsen, Reh- und Steinböcke erwähnt. Fünf bis sechs Jäger teilen sich in die Jagd und würden in allen Herbergen, wohin sie kämen, freigegeben. Da das Wildbret, das sie erlegten, gemeinlich in den Abgrund stürzte, so seien die Einwohner, die es fänden, sehr darauf bedacht, es ihnen einzuliefern. Dieses erspare den Jägern viele Wege. Denn sie mühten sonst öfters drei bis vier Meilen „reisen“, um ein Stüd aufzunehmen, das sie zwanzig Schritte von sich ab „getödtet“ hätten. Die Gewinnucht, die bis in diese Gebirge gedrungen sei, koste oft den Jägern das Leben, wenn sie an schroffen Felsen hinuntergestiegen seien und nicht wieder hinaufkommen könnten. „Alsdann“, heißt es im Texte weiter, „nehmen sie zu einem Mittel ihre Zuflucht, das man mit Entsetzen hören und kaum glauben wird, ob es gleich gewiß genug ist. Sie schneiden sich mit ihren Messern Striemen in die Füße und Hände und halten dann die Wunden an den Felsen, so gerinnt das Blut und wird zu einem zähen Leime, der ihnen zur Befestigung dient. Wenn sie die Hand zu lange daran halten, so haben sie Mühe, sie wieder los zu kriegen. Ehe sie die eine Hand losreißen, flehen sie die andere schon wieder fest, und machen sich also auf ihre eigenen Kosten eine neue und erschreckliche Art von Leitern, um in die Höhe zu klettern.“

In seinen weiteren Ausführungen widmet nun der Verfasser den Gemsen einen eigenen und langen Absatz, während er leider von allem andern Wilde, vor allem von den Steinböcken, völlig schweigt. Ich lasse diese Gemenabhandlung am besten wohl wortgetreu im Urtext folgen: „Die Gemsen kommen in den Thälern der steilsten, klippigsten und höchsten Gegenden zu wohnen und mehreren zusammen. Auf die Spitzen stellen sie Wachen, die sehen, was unten vorgeht. Wenn ein Jäger eine solche Schildwacht tödtet, daß sie auf dem Plabe bleibe, so fliehet die Herde davon. Fällt sie aber in den Abgrund heraus, so läuft ihr die ganze Herde nach und stürzt sich hinab. Einige bleiben alsdann an ihren Hörnern hängen; die meisten aber fallen sich todt, oder brechen das Rückgrad. Wenn die Gemsen so hoch stehen, daß sie mit dem Gewehre nicht erreicht werden können, so rollen man Steine herab, damit sie niedriger kommen. Alsdann steigen einige Jäger durch Umwege höher, andere aber gehen ins Thal, damit sie zwischen zwei Feuer kommen. Wenn sie alsdann nicht getroffen werden, so wollen sie wieder in die Höhe, da sie sich dann an ihre Hörner hängen, und solchergegestalt rückwärts Sprünge thun, die etwa zwei Toisen hoch

sind. Finden sie nun nichts, worauf sie Fuß fassen können, so besitzen sie die Geschicklichkeit, sich zum andermal mit den Hörnern anzuhängen, und so den zweiten, ja zuweilen gar den dritten Sprung zu thun, doch hat man kein Exempel, daß sie vier Sprünge gethan haben sollten.“

Auch sonst findet man noch allerlei Vergnügliches in dieser Beschreibung des Pilatus. So, wenn beispielsweise der Verfasser über die vielen einfachen Arzneimittel von „großen Tugenden“ erzählt, die man auf dem Berge finde. Je höher der Ort liege, wo sie wüchsen, desto besser seien sie. Die Ziegen, heißt es weiter, fräßen diese Kräuter von den Gipfeln des Berges und weil man nicht allemal die Kräuter selber haben könne, so nehme man an ihrer Statt den Ziegenkot, den man mit Leinsamen und andern Sachen kochte. Hierbei geschehen erstaunliche Kuren und besonders würden damit die Geschwüre gründlich geheilt.

Was die Bewohner des Pilatus anlangt, so hätten sie Wit, den man der guten Luft zugute schreibe, wollten im übrigen nicht den Gesetzen nachleben, weil sie wohl wüßten, daß man nicht kommen werde, sie in ihren Verschanzungen dazu zu zwingen. In ihren Hütten (gemeint sind wohl die Alpküthen) hätten sie keine Weiber, weil sie fürchteten, diese möchten verursachen, daß ihnen die Milch umschließe. „Man kann kaum begreifen“, schließt die Abhandlung, „wie sich ein Volk eine so schreckliche Wohnung erwählen und ein so hartes Leben vergnügt führen könne!“ Selbst der Schweizer Landsmann, der dieses alles schreibt, hat nicht das geringste Auge für die große Schönheit der Alpenwelt, steht mit dem Blick seiner Zeit nur Wüsteneien, Höhlen, Klippen und tausend „erschreckliche Gefahren“.

## Bestialitäten.

Von Thea Reimann.

Der Wolf und das Lamm.

Die Tiere hielten Rat.

„Warum töten wir einander?“ sprach der Tiger. „Genügt es nicht, daß unser größter Feind, der Mensch, uns ausrottet? Wir wollen uns verbünden und Blutsbrüderschaft schwören! Wir wollen kein Fleisch mehr essen und uns mit pflanzlicher Nahrung begnügen.“

Der Vorschlag wurde mit Begeisterung angenommen, und in alle Winde zerstreuten sich alsbald Apostel, um Anhänger dieses neuen Glaubens zu gewinnen.

Der eifrigste unter ihnen, das Lamm, begab sich zum Wolf. „Hast du schon von der großen Neuigkeit gehört?“ fragte es den Wolf. „Der hohe Rat hat beschlossen, das Fleischessen zu verbieten. Und warum auch sollte man es essen? Siehst du, ich esse keines. Mein Onkel, der Ochse, und meine Kusine, die Kuh, und mein Gevatter, das Pferd, essen seit ewiger Zeit kein Fleisch. Tritt auch du unserem Bunde bei!“

Der Wolf hörte gerührt die Rede des Schafes an, und zwei dicke Tränen kolkerten ihm aus den Augen.

„Du hast mich vollkommen zu deinem Glauben bekehrt“, antwortete er, „und ich schwöre einen heiligen Eid, von jetzt nur noch pflanzennahrung zu mir zu nehmen. Nur dürfte mein Magen eine so ungewohnte Kost nicht ohne weiteres vertragen; ich möchte sie daher in einer Oblate schlucken.“ Und er fraß das Lamm.

Im Affenkäfig.

Im Affenkäfig eines Zoologischen Gartens lagen schlechtgelaunt und schläfrig einige Affen.

„Ist dieser Menschengarten immer so traurig und öde?“ fragte ein neugeborenes Affchen.

„O nein“, antwortete melancholisch der Papa, „Sonntags zum Beispiel ist ein anderes Leben. Da kann man plaken vor Lachen über die Ueberheiten und dummen Träken, mit denen die Menschen sich zu vergnügen suchen.“

Ehe.

Die Gazelle wollte heiraten; sie ging zu einem alten Elefanten, der sich eines sehr guten Rufes als Heiratsvermittler erfreute.

Der Elefant empfahl der Gazelle ein junges Kamel aus äußerst vornehmer Familie und schlug ein unverbindliches Zusammentreffen in der besuchtesten Wüstentonditorei vor. An einem Eßtischchen saßen der Elefant und die Gazelle, am Nebentisch der Kameljüngling mit seiner Mama. Aber die Gazelle war nicht gerade begeistert.

„Er sieht aus wie ein Schaf“, erklärte sie. „Er ist schlecht proportioniert, er hat das Gesicht voller Haare und einen unmöglichen Hals, und dann die entsetzlichen Hufe!“

Der Elefant schwieg.

Die enttäuschte Gazelle fügte noch hinzu: „Ganz abgesehen davon, daß er einen Budel hat.“

Da aber brach der Elefant in Lachen aus und sagte: „Darf er denn gar keinen Fehler haben?“





## Mütter heranwachsender Söhne.

Ein vertraulicher Frauenbrief.

Ja, ja, liebe Freundin, es mag wohl stimmen: eine Mutter hat es oft recht schwer mit ihren Kindern! Du sagst, eigentlich sollten wir alle einen Erziehungskursus durchgemacht haben, ehe wir Mütter werden, und damit hast Du sehr recht. Aber Du meinst resigniert, in der Wirklichkeit sei hernach doch alles ganz anders, und was man etwa in jenem Kursus gelernt habe, könne man später doch nur bruchweise verwenden. Damit wirst Du recht haben und doch auch unrecht. Alles Gelernte ist immer nur dann verwendbar für uns, wenn wir es lebendig zu erhalten und abzuwandeln verstehen, und immerhin ist es doch besser, wenigstens etwas gelernt zu haben und zu Hilfe nehmen zu können, als einer Aufgabe ganz ungerüstet gegenüberzustehen.

Aber kommen wir zur Sache! Was soll man, so fragst Du, mit einem Sohne anfangen, der in dem schwierigen Studium der Übergangsjahre steckt, der sich schon erwachsen fühlt und es doch nicht ist, und dem man mit den landläufigen Erziehungsmitteln nicht mehr beikommt? Ach, es ist so schwer, den rechten Ton zu finden! „Uli“ hab' ich zu ihm gesagt (so schreist Du), „ach, früher warst Du ein heiziges Kerlchen! Auf's Wort hast Du gefolgt, und kein Geheimnis hattest Du vor Deinem Mutter, und wie lieb und därtlich warst Du! Jetzt bist Du garstig und liebst mich gar nicht mehr! Überallhin steckst Du Deine langen Glieder, was Du anfängst, das endet mit Gepölk. Wenn ich Dir was verbiete, so schreist Du, Du seiest kein kleines Kind, und wenn ich Dich frage, wo Du warst oder was Du da lügst, so heist es, Du läst Dich nicht bevormunden! Wie unhöflich bist Du jetzt — wo sind Deine guten Manieren geblieben? Ach, es ist nicht leicht, Deine Mutter zu sein! Rimm Dich doch ein bißel zusammen, Uli — sonst, ganz gewiß, mußt ich mal dem Vater sagen!“ Auf diese Deine schöne Rede, so meinst Du, habe der Uli nur etliches geknurrst, und sonst habe sie nicht viel genützt. Das wundert mich offenkundig auch nicht; denn wenn Du mir die Kritik erlauben willst: Du hast Deine Erziehungsversuche so verkehrt angefangen, wie nur möglich. Erstens einmal darfst Du nie vergessen, daß der Uli mit den Vöckchen, dem Ruffenkitzchen und den kurzen Höschen endgültig in der Verfertigung verschwunden ist und daß Du es mit einem werdenden jungen Mann zu tun hast, der „Ulrich“ heißt und ernst genommen werden will. Das aber ist der zweite Hauptfehler, den wir Mütter so oft machen: Wir nehmen unsere Kinder (und zwar hauptsächlich unsere Söhne) nicht ernst genug in einer Zeit, in der sie alles tot Ernst nehmen, weil sie noch nicht unsere Sicherheit und unser Wissen haben. Mag uns ihr Denken und Fühlen oft verworren, verfliegen und übertrieben vorkommen, mag ihr körperlicher und geistiger Entwicklungsprozeß sie für uns zuweilen zu einer halb rührenden, halb komischen Figur machen, unter keinen Umständen dürfen wir uns das merken lassen! Es ist das sicherste Verfahren, sie zu verschrecken und jene Verschlossenheit bei ihnen hervorzurufen, über die wir uns dann mit Unrecht als Mangel an Vertrauen beklagen.

Der dritte typische Mutterfehler ist der, unseren heranwachsenden Söhnen Ansichten aufdrängen und uns in ihr Leben hineindrängen zu wollen! Ach, Ihr Mütter, begreift doch, daß Eure Aufgabe jetzt beiseite stehen und warten heißt, aber immer da sein, wenn der Sohn Euch braucht! Weiter könnt und dürft Ihr nichts tun! Gewiß, es ist schwer, sich dazwischen zu finden, daß der Junge nun eben kein Junge mehr ist, nicht mehr das weiche, därtliche, hilfs- und liebebedürftige Geschöpfchen, das sich an Eure Brust schmiegt und alles von Euch empfing — mit Euren Augen sah, mit Euren Ohren hörte. — Es ist gewiß schwer, die Jugend so ins Leben stolpern, sie Um- und Irrwege machen zu sehen und sie gewähren lassen zu sollen! Aber das hilft alles nichts: Nur die Wege nutzen, die man selber findet, nur die Erfahrungen helfen, die man selber macht! Das gilt auch für Eure Kinder, Eure Söhne.

Daß drum auch Du Geduld mit dem „Uli“, der im Begriff steht, sich zu einem Ulrich zu entwickeln, auch wenn dieser für ihn selber oft wenig angenehme Übergangsschwierigkeiten und Unannehmlichkeiten für Dich durch die Unausgeglichenheit und dadurch Unbeholfenheit und Unliebenswürdigkeit Deines Jungen mit sich bringt. Bald schon wird kein Chaos sich klären, und sofern Du ihm mehr mitzugeben

hattest, als nur äußeren Drill und Schliff, so wird er freiwillig unter Deinen Einfluß zurückkehren. Predige nicht und stelle keine Anforderungen, aber wirke stillschweigend durch Dein Beispiel und den Geist, mit dem Du Dein Haus zu erfüllen verstehst. Frage nicht, sondern warte und beobachte. Wenn aber er Fragen stellt, so gib ihm wahre, sachliche und klare Antworten, mit denen er etwas anfangen kann. (Nur hüte Dich, ihm Deine Erkenntnisse als Dogma mitzuteilen — gegen alles, was hiernach aussieht, hat die Jugend einen instinktiven Widerwillen!) Dazu ist natürlich erforderlich, erstens daß Du Dich selber unterrichtest und zweitens, daß Du in großen Zügen wenigstens weißt, was Jugend braucht und will!

Dann und nur dann wirst Du dem heranwachsenden Sohne Beraterin und Freundin sein können und es bleiben, wenn aus dem „werdenden“ Mann später wirklich — ein Mann geworden ist!

## Wie die Hausfrau von einst einmachte.

Mag auch heute die Technik der Konservierung von Obst und Gemüse noch so fortgeschritten sein und in großem Maßstab in Fabriken betrieben werden, so läßt es sich die gute Hausfrau doch auch heute noch nicht nehmen, in diesen Sommermonaten, in denen ihr in Feld und Garten allerlei Wohlgeschmeckendes für den langen Winter zuwächst, mit Gläsern und Töpfen selbst zu hantieren und sich einen Vorrat an Marmeladen, Gelees, Kompott usw. anzulegen. Früher hatte dieses alljährliche „Einmachen“ der Hausfrau eine noch viel größere Bedeutung, denn diese Tätigkeit war unumgänglich notwendig, um den Speisezettel in den Wintermonaten reichhaltiger gestalten zu können. Es scheint, daß die germanischen Frauen die Kunst, Gemüse durch ein besonderes Verfahren eckbar zu erhalten, von den Römern gelernt haben, denn die schon im Althochdeutschen bezeugte Bezeichnung „Kumpost“ geht auf das lateinische „compositus“ zurück; so heißt bei den antiken Ackerbauschreibern die Aufbewahrung der Oliven in einer Salzlake. In den Klöstern wurde dann diese Methode zuerst auf die heimischen Kohl- und Krautarten angewandt, und zwar wird der „Kumpost“ so bereitet, daß man die Krautköpfe fein zerschneidet, dann einlauge oder einleudet und in Holzfässern aufhob. Der Name „Sauerkraut“, der sich heute noch für die Konservierung des Weißkohls erhalten hat, tritt dann erst später für diese Art des Einmachens auf. Man konservierte auf diese Weise auch Rüben und Obst. Steinobst, namentlich Pflaumen und Kirschchen, dann auch Beeren wurden im Mittelalter mit Honig eingelegt, später mit Zucker und allerhand Gewürz, und auch hierfür mag die römische Küche als Vorbild gedient haben. Tüchtige Hausfrauen stellten auch ein „Konfekt“ her, das als Stärkungsmittel verwendet wurde und aus Früchten bestand, die in einer gewissen Mischung und Sühung aufbewahrt wurden. Neben dem Einlegen der Früchte in Honig oder Essig war das Trocknen oder Dörren allgemein beliebt. In den Weinregionen wurden die Trauben gedörret. Das verbreitetste Dörrobst aber waren geschnittene Birnen. Vorrichtungen zum Dörren des Obstes werden schon in der mittelalterlichen Literatur erwähnt; sie bestanden hauptsächlich in einem hölzernen Gestell, das über dem Herdfeuer aufgehängt wurde. Diese Formen des Einmachens haben sich in den Haushaltungen bis vor einem halben Jahrhundert erhalten, bis dann die Konservierung in geschlossenen Blechbüchsen und die moderne Methode des Einweins einen großen Aufschwung nahm. Wie Bähr in seinen interessanten Erinnerungen erzählt, wurden Kraut und Gurken, dann die sog. „Strünke“, geschnittene Stengel der Sommerendivien, und „Schnippelbohnen“ mit Salz in großen Fässern einge- macht und in den Kellern untergebracht. Kirschchen und Birnen, Pflaumen und Heidelbeeren wurden in Gläsern oder Flaschen eingelegt und in der Speisekammer aufbewahrt.

„Die Neue Linie“ ist der Titel einer reich illustrierten Monats-Zeitschrift (Verlag Otto Beyer-Leipzig-Berlin), die ab 1. September erscheint und die Frau von heute in allen Fragen der Lebensgestaltung beraten will. Kleidung, Wohnung, Reisen, Theater, Film, Hauswirtschaft usw. werden behandelt, mit der Absicht, aus dem Geist lebendiger Tradition und dem heutigen Zeitwesen einen neuen Lebensstil zu finden. Das September-Heft bringt Beiträge von Wilhelm v. Scholz, Georg Brittings, Karl Haensel, Will Vesper u. a.